

Die Kirche – eine Wanderung zwischen vielen Polen

■ FRITZ SCHWEIGER



Fritz Schweiger ist emeritierter Universitätsprofessor für Mathematik und Didaktik der Mathematik an der Universität Salzburg. Zudem ist er Vorstandsmitglied des Katholischen Akademikerverbands Salzburg.

Die Geschichte des Christentums zeigt, dass ihre äußere und innere Gestalt, also die Kirche und die Menschen, die ihr angehören, sich zwischen vielen Polen bewegen. Ich beginne mit dem Spannungsfeld Laien versus Klerus. Das Neue Testament zeigt klar, dass die Gemeinschaft, die auf Jesus Christus zurückgeht, zunächst keine Priester oder Bischöfe kannte. Das griechische Wort *hierous* wird fast nur für jüdische Priester verwendet. Der Hebräerbrief nennt Jesus Christus in Erfüllung von Psalm 110 *hierous* und *archiereus*. Gelegentlich werden alle Christen in die Nähe von Priestern gerückt (so im Ersten Petrusbrief oder in der Apokalypse). Aber als die Gemeinschaft der Christen größer wurde, gab es bald Älteste und Aufseher, verschiedene Dienste und Lehrer. Aus der Feier des Brotbrechens entwickelte sich die Feier der Eucharistie.

Kirchliche Klassengesellschaft

Aber irgendwann entstand eine gefährliche Spaltung. Die Gemeinde mit vielen Charismen und Diensten zerfiel in zwei Klassen: Kleriker und Laien. Wahrscheinlich spielte das Mönchtum dabei eine Rolle, denn die *pneumatikoi* wurden mit den Amtsträgern vermischt. Es entwickelte sich die Vorstellung einer Hierarchie (zu griechisch *hierarches* ‚Oberpriester‘), ein dem Evangelium fremder Gedanke. Welche Ahnungen hatte Jesus als er mahnte „Auch sollt ihr niemand auf Erden euren Vater nennen, denn nur einer ist euer Vater, der im Himmel ist.“ (Mt 23, 9)? Hier steht das Wort Vater für irdische Autorität, nicht für familiäre Beziehungen. Die allen Christen aufgetragene Sorge um Verzeihung und Vergebung wurde allmählich privilegiert (Mt 18, 18; Mt 6, 12). Ein dem Evangelium ebenfalls

fremder Gedanke, nämlich heilige Räume und heilige Handlungen zu definieren, kam hinzu. Der Ausschluss der Frauen aus dem Altarraum wegen ihrer Regelblutung folgte, obwohl wir von Jesus wissen, dass die Unreinheit aus dem Herzen kommt (Mt 15, 19–20). Es entstand die Vorstellung der „apostolischen Sukzession“, die im frühen Christentum unbekannt war. Wohl wurde Matthias dem Kreis der Apostel beigezählt (Apg 1, 26), aber von einer Weihe ist nicht die Rede. Übrigens wurde der Platz des Apostels Jakobus nach seiner Hinrichtung durch das Schwert nicht nachbesetzt (Apg 12, 2)! Selbstverständlich ist es gut und wichtig für die Kirche, Leitungsorgane zu haben, aber auch Lehrer und Denker und heiligmäßige Menschen. Die Versuchung der Macht setzte aber der Kirche nach der konstantinischen Wende zu. Bischöfe wurden Lehensherren und manche ließen sich Fürsterzbischöfe nennen. Die Vermutung liegt nahe, dass man am Ende des Kirchenstaates den Verlust an politischer Macht durch „geistliche“ Macht kompensieren wollte. Das Vaticanum II ist davon nicht abgerückt: „Der Bischof von Rom hat nämlich kraft seines Amtes als Stellvertreter Christi und Hirt der ganzen Kirche volle, höchste und universale Gewalt über die Kirche“ (Lumen gentium 22).

Keine Demokratie in der Kirche

Die Kirche hat sich der griechisch-hellenistischen Philosophie und der römischen Machtverwaltung gut angepasst, aber die Demokratisierung der Gesellschaft in den eigenen Reihen kaum umgesetzt (die Tradition der Orden sei hier bei Seite gelassen). Einige vielleicht etwas „links stehende“ Bischöfe haben in das Vaticanum II den Satz eingestreut „Darum sollte

Der Vortrag wurde am 7. August 2014 im Rahmen der Gesprächswoche zum Thema „Wege und Irrwege“ des Forum St. Stephan/Gespräche zwischen Wissenschaft, Kultur und Kirche in St. Georgen am Längsee gehalten.

man ... die aktive Beteiligung aller an der Unternehmensgestaltung voranbringen ...“ (Gaudium et spes 68). Gilt das nicht auch für das Unternehmen Kirche? Konnte Clemens in seinem Brief an die Korinther (griech. *Klementos pros Korinthios*) noch das römische Heer als Modell loben (CI R 37, 1–5), so hat nach vielen Jahrhunderten feudaler Herrschaft eine gewisse Demokratisierung stattgefunden. Aber die römische Kirche setzt noch immer auf Zentralismus, in manchen Bereichen stärker als je zuvor. Amtsträger werden geweiht und von oben eingesetzt, das Kollegium der Kardinäle vom amtierenden Papst erneuert. Kein Wunder, dass diese Struktur resistent gegen Erneuerungen ist! Übrigens: Der Clemensbrief geht von einer Beteiligung der Gemeinden aus, wenn dort geschrieben steht „Dass nun die (=Amtsträger), die von jenen (=Aposteln) oder hernach von anderen angesehenen Männern unter Zustimmung der gesamten Gemeinde eingesetzt wurden“ (CI R 44, 3). Das Wort *laikos* begegnet uns als Bezeichnung für den nicht im kultischen Dienst Stehenden in diesem Brief (CI R 40, 5) wohl erstmals in der christlichen Literatur. Zur Begründung der apostolischen Sukzession ändert Clemens einen Jesajatext ein wenig. In der Septuaginta steht „Ich will (dir) geben deine Herrscher (griech. *archontes*) in Frieden und deine Vorsteher (griech. *episkopoi*) in Gerechtigkeit“ (Jes 60, 17), aber Clemens schreibt „Ich will einsetzen ihre Bischöfe (griech. *episkopoi*) in Gerechtigkeit und ihre Diakone (griech. *diakonoï*) in Treue.“ (CI R 42, 5).

„Ertöten“ leiblicher Begierden

Ein besonderes Problem ist der Zölibat innerhalb des lateinischen Ritus. Er ist wohl heidnischen Ursprungs, denn im Judentum war und ist der verheiratete Amtsträger der Normalfall. Jesus hat ihn nicht gekannt, denn erfreulicherweise hat er die Schwiegermutter des Petrus geheilt (Lk 1, 30–31). Das Vaticanum II empfiehlt aber den Priesteramtskandidaten „Sie sollen klar den Vorrang der Christus geweihten

Jungfräulichkeit erkennen“ (Optatum totius 10). Wen als Priester noch Testosteron plagt, der soll auch weiterlesen „Sollen sie (=die Priester) ihren Leib mit seinen Fehlern und Begierden zu ertöten trachten“ (Presbyterium ordinis 13). Die berechtigten Einwände gegen den Zölibat, der viele Priester in Konflikte geführt hat, bedeuten keine Ablehnung des Mönchswesens. Ehelosigkeit ist ein Charisma.

Damit sind wir auch schon zur Frauenfrage gekommen. Feministische Theologinnen haben darauf hingewiesen, dass die Betonung der Jungfräulichkeit in der frühen Kirche auch mit Emanzipation in Verbindung zu bringen sei. Man wollte der vorgegeben Rolle als Ehefrau eine Alternative entgegensetzen. Tatsächlich blieb später das Leben als Nonne für viele Frauen eine Möglichkeit, ein wenig (nicht ganz, denn Bischöfe und Beichtväter regierten in die Orden hinein) aus der patriarchalen Gesellschaft auszubrechen. Das Vaticanum II stellt lediglich fest „Die Frauen verlangen für sich die rechtliche und faktische Gleichstellung mit den Männern, wo sie diese noch nicht erreicht haben“ (Gaudium et spes 9). Bibelwissenschaftler haben mehrheitlich festgestellt, dass das Neue Testament keineswegs der Ordination von Frauen entgegensteht. In der alten Kirche gab es immerhin Diakonissen. Die syrische Didaskalie bezeichnet die Diakonisse als Repräsentant des Heiligen Geistes, was wegen syrisch *ruḥa* ‚Geist‘, ein meist feminines Nomen, nicht verwundert. Als Gregor von Nyssa Bischof wurde, hat er seine Frau Theodosia zur Diakonisse geweiht.

Geschlechtsverkehr als „Befleckung“

Die christliche Lehre über den Menschen ging auch falsche Wege. Der Geschlechtsverkehr zweier liebender Menschen, immerhin nach dem Buch Genesis als dem Wesen des Menschen entsprechend bezeichnet, wurde als „Befleckung“ interpretiert. Dort heißt es schlicht und einfach: „Und sie werden im Fleische eins“ (Gen 2, 24). Wenn wir über die Versuchungen Jesu nachdenken (etwa Mt 4, 1–11), so sehen wir, dass

■ Die Vermutung liegt nahe, dass man am Ende des Kirchenstaates den Verlust an politischer Macht durch „geistliche“ Macht kompensieren wollte.

■ Die berechtigten Einwände gegen den Zölibat, der viele Priester in Konflikte geführt hat, bedeuten keine Ablehnung des Mönchswesens. Ehelosigkeit ist ein Charisma.

die schlimmste Versuchung die Versuchung zur Macht ist. Die Gabe oder Versuchung der Sexualität kommt nicht vor! Es gibt viele Aussprüche Jesu, deren wörtliche Befolgung schwierig wäre oder deren Sinn schwer zu verstehen ist. Warum eine selektive Wahrnehmung, wie etwa bei der Frage um die gescheiterten Ehen zu rigorosen Auslegungen geführt hat, hängt wohl mit dem Bestreben zusammen, psychisch über Menschen zu herrschen. Die berührende Perikope Joh 8, 1–11 wurde kaum beachtet! Unbezweifelbar und im Hohen Lied poetisch dargestellt, sind Sexualität und Eros gewaltige Kräfte. Religiöses Entzücken und erotische Höhepunkte können die Psyche tief berühren.

Nicht glücklich ist es, wenn Empfängnisverhütung und Abtreibung in einem genannt werden. Es kann gute Gründe geben, die Zahl der Kinder zu beschränken, und die eheliche Liebe ist umfassender als die Zeugung. Das Vaticanum II hat – vielleicht ohne es zu wollen – festgestellt: „Unter den Eheleuten sind besonders jene zu erwähnen, die in gemeinsamer kluger Beratung eine größere Zahl von Kindern, wenn diese entsprechend erzogen werden können, hochherzig auf sich nehmen“ (Gaudium et spes 50). Das bedeutet, dass es klug wäre bei großer Armut oder Gefährdung durch HIV Kondome zu verwenden. Hingegen ist Abtreibung eine Tötung, die wesentlich schwieriger zu beurteilen ist.

Eingefrorene marianische Glaubenswahrheiten

Die Mariologie hat hier eine ambivalente Rolle gespielt. Einerseits rettete sie die Hochachtung der Frau vor dem Fluch mancher kirchlicher Männer, aber der Preis war die Stilisierung von Maria, der Mutter Jesu, zur „jungfräulichen Gottesmutter“. Dies führt uns auf das Verhältnis wissenschaftlich geleiteter Vernunft und Glaube. Es war ein Irrweg, viele Legenden und Mythen zu sogenannten Glaubenswahrheiten einzufrieren. Nach Jahrhunderten langer Kämpfe hat die Kirche eingesehen, dass die Erzählungen der Genesis keine historische Wahrheit betreffen, die Erde in einem

Millionen von Jahren dauernden Prozess ihre heutige Gestalt angenommen hat und dass es Adam und Eva nie gegeben hat (was schon Genesis 4 voraussetzt). Darum hat man begonnen, den Mythos der Erbsünde (richtiger: Ursünde) zur Einsicht in die allgemeine Sündhaftigkeit des Menschen umzuinterpretieren. Aber eine wirkliche Neuinterpretation des Römerbriefes (Röm 5, 12) wurde noch nicht gewagt. Erkenntnisse der Biologie werden noch ignoriert. Jesus wird immer noch als „wunderbar gezeugt“ verkündigt. Hat die Kirche diesen doketischen Irrtum noch nicht eingesehen – Jesus Christus ohne menschlichen Vater? Eine Vorstellung, die doch die Kirche vehement ablehnt. Schaudern erregt es, wenn man im Vaticanum II liest „Ihre (=Mariens) Vereinigung mit dem Sohn hielt sie in Treue bis zum Kreuz ... indem sie der Darbringung des Schlachtopfers, das sie geboren hatte, liebevoll zustimmte“ (Lumen gentium 58). Es ist Zeit für eine neue, menschlichere Christologie. Seltsam berührt es, im Vaticanum II zu lesen „Außerdem lehrt der christliche Glaube, dass der leibliche Tod, dem der Mensch, hätte er nicht gesündigt, entzogen gewesen wäre“ (Gaudium et spes 18). Dies ist kein einzelner Irrläufer, denn man kann auch lesen „... wie eine Frau zum Tode beigetragen hat ...“ (Lumen gentium 56).

Nur zögerlich hat die Kirche die Proklamation der Menschenrechte übernommen; heute kämpft sie allerdings an vielen Fronten für deren Einhaltung. Folter und Todesstrafe, Kriege und Verfolgungen werden kaum mehr geduldet oder gerechtfertigt. Gegen die Todesstrafe, die in der Tora immer wieder angemahnt wird, hat schon der Mischna Makkoth Stellung genommen: „Rabbi Tarphon und Rabbi Aqiba sagen: wenn wir im Gerichtshof wären, würde ein Mensch niemals hingerichtet werden“ (Mischna Makkoth I, 10b).

Drei Wege zur Freiheit

So sehr eine Gemeinschaft Regeln bedarf, so unerfreulich war das Wuchern von Gesetzen und Vorschriften in der Kirche. Paulus hat vergeblich gewarnt „Zur Frei-

heit hat uns Christus befreit. Bleibt daher fest und lasst euch nicht von neuem das Joch der Knechtschaft auferlegen!“ (Gal 5, 1). Es gibt mindestens drei Wege dieser Knechtschaft zu entrinnen und dennoch mit Jesus Christus verbunden zu bleiben. Der eine ist eine liberale Gesinnung, verbunden mit kritischem Urteil, die versucht, die Hierarchie der Wahrheiten umzusetzen. Es stimmt nicht ganz, wenn man sagt, dass man für den Dialog mit anderen Religionen, Agnostikern oder Atheisten im eigenen Glauben fest verankert sein sollte. Wie kann man zuhören und andere Sichtweisen bedenken, wenn man ohnehin schon eine feste Überzeugung hat? Ein guter Schritt ist im Vaticanum II gelungen: „Die katholische Kirche lehnt nichts von alledem ab, was in diesen Religionen wahr und heilig ist“ (Nostra aetate 2). Wahrheit und Heiligkeit sind aber durch Kenntnis der anderen Religionen und im offenen Dialog zu finden.

Ein anderer Weg ist der Weg der Mystik, der Versuch zu Gott oder zur Wahrheit durch Meditation zu finden. Mystiker wurden meist eher skeptisch betrachtet und oft nur geduldet, denn ihre Gotteserfahrung ist nicht an vorbereitete Pfade oder Glaubenswahrheiten gebunden, obwohl ihre Bildsprache vom sie umgebenden Milieu geprägt ist. Ein dritter Weg ist die Liebe, vor allem in der selbstlosen Form der Caritas. Wer Hungernde speist und Dürstende trinken lässt, Anteil nimmt an Kranken und Flüchtlingen, der kann einem christlichen Impuls folgen, aber der Streit um kirchliche Strukturen und Dogmen erscheint irrelevant. Jesus liebt diese Menschen besonders, wie uns die Rede vom Endgericht deutlich macht (Mt 25, 31–40). Jesus hatte wohl Anteil an all diesen Wegen. Er war, so würden wir es heute nennen, liberal und kritisch. Die Erfahrungen in der Wüste und bei der Verklärung auf dem Berge sprechen für seinen mystischen Weg. Seine Zuwendung zu den Kranken steht neben seiner Verkündigung des Gottesreiches im Mittelpunkt der Evangelien.

Eine flüchtig hingeworfene Kirchenkritik? Aber diese Kritik soll eine Rückkehr zum Gedankengut Jesu und neue Aufbrüche ermöglichen. ■

Lebensbrot

Helmut Krätzls Weg mit der Eucharistie

■ PETER PAUL KASPAR

Der Rückblick auf 60 Priesterjahre ist beim Wiener Weihbischof DDr. Helmut Krätzl besonders weitausgreifend: in der hierarchisch erstarrten Kirche vor dem Konzil aufgewachsen und ausgebildet, erlebte er als junger Priester und Konzilsstenograph das große Reformkonzil – aber später als Pfarrer, Generalvikar und Weihbischof sowohl den Aufbruch der nachkonziliaren Zeit, als auch den Niedergang der späteren Jahre. Die Konstante dieser sechs Jahrzehnte war die tägliche Messfeier – zuerst lateinisch, damals auch vereinzelt an Nebentären und in Kapellen, später in der Landessprache und als Gemeindeliturgie – zuletzt in den Zeiten des Priestermangels und des Katholikenschwundes zunehmend prekär: ein sowohl quantitativer als auch qualitativer Wandel. Den quantitativen Wandel kann man in den Pfarren erleben, wo die Messe sowohl seltener gefeiert als auch weniger besucht wird. Den qualitativen Wandel beschreibt Krätzl sowohl über die geänderte Feierkultur, als auch über die gewandelte Theologie der Messe. Dass das in diesem Buch nicht nur in Exkursen in die Theologiegeschichte, sondern auch in einem authentischen „Lebensbericht“ geschieht, macht dieses Buch besonders lesenswert. ■

■ Krätzl erlebte als junger Priester und Konzilsstenograph das große Reformkonzil.



Helmut Krätzl:
„Brot des Lebens,
Mein Weg mit der
Eucharistie.“
Tyrolia-Verlag 2014,
176 Seiten,
gebunden, € 19.95